

Tilman
Böhrig



Wie ein Lamm
unter Löwen



Historischer
Roman

Inhalt

Cover

Titel

Impressum

ERSTES BUCH - Die Geburt zu Jesi

ZWEITES BUCH - Das Kind von Pülle

DRITTES BUCH - Das Staunen der Welt

VIERTES BUCH - Der falsche Kaiser

Personen

Stammtafel

Karte

TILMAN RÖHRIG

Wie ein Lamm unter Löwen

ROMAN



BASTEI ENTERTAINMENT 

BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

© Copyright 1998 by Bastei Lübbe AG, Köln
Umschlaggestaltung: Agentur Spezial, Illsende
E-Book-Produktion: Urban [SatzKonzept](#), Düsseldorf

ISBN 978-3-7325-0346-9

www.bastei-entertainment.de

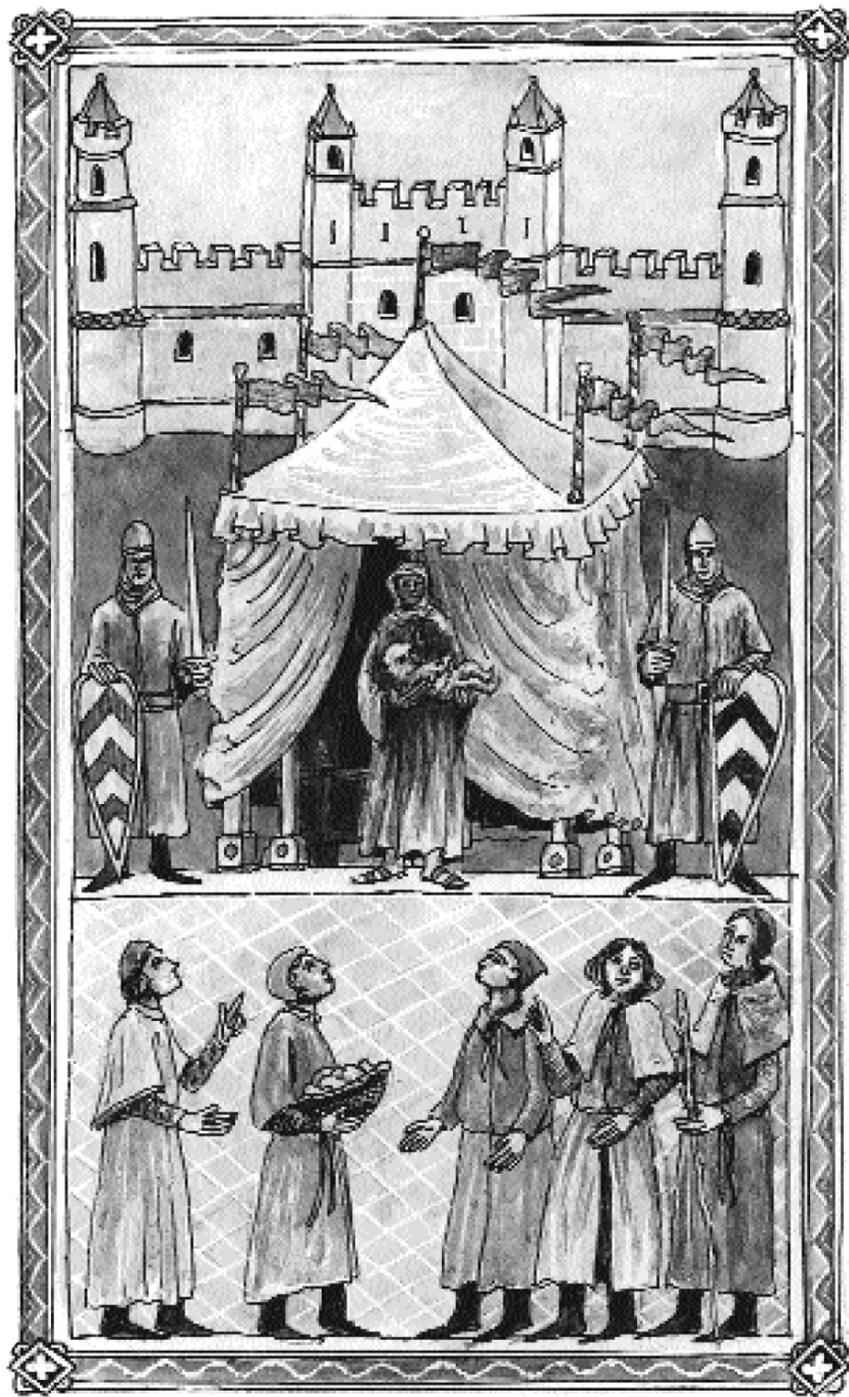
www.lesejury.de

ERSTES BUCH

Die Geburt zu Jesi



1194-1212



*Der Zauberer Merlin öffnete die Faust.
Krötenknochen fielen auf die schwarze Steinplatte.
Was er von den Gestirnen schon wusste,
las er jetzt wieder aus dem verästelten, beinernen Gebilde:
»Eine unverhoffte und wundersame Geburt.
Unter den Geißen wird das Kind ein Lamm sein.
Es wird von ihnen zerrissen,
aber niemals verschlungen werden. Dann wird es
ein wütender Löwe werden. Und zu jener Zeit wird sich
das Meer vom heiligen Blute röten.«*

Schaum flog dem Pferd von Maul und Nüstern. Über die Mähne gebeugt, trieb der Knappe den Hengst von Ancona nach Westen. Keine Rast! Ihm, Lupold, war das Geheimnis anvertraut, und von keinem anderen, nur aus seinem Mund sollte der Kaiser die großartige, wunderbare Nachricht erfahren.

Staub wirbelte unter den Hufen, zog als Fahne hinter dem Reiter zwischen Pinien und Ginstersträuchern her, zeichnete seine Wegspur durch ausgedorrte Hügellandschaften. Zum dritten Mal stieg hinter ihm die Augustsonne in den blauleeren italienischen Himmel, verbrannte die Zeit.

Erst am späten Nachmittag erreichte der Kurier das kaiserliche Heerlager. Bunte Wimpel, Wappenstandarten empfingen ihn. Ohne sein Pferd zu zügeln, hetzte Lupold durch die Zeltreihen. Vor dem streng gesicherten Mittelplatz sprang er ab, überließ den Wachen das Halfter und lief zur wabenförmig errichteten, weiß-blauen Zeltburg hinüber.

Gelassen verwehrte der alte Hofmeister dem blond gelockten Edelknappen aus dem Gefolge der Kaiserin den Zutritt. »Seine Majestät ruht.«

Lupold drängte. Jetzt, sofort! Die Botschaft duldete keinen Aufschub. »Beim heiligen Georg, meldet mich!«

»Was ist es?«

Nein. Er hatte Befehl. Die Hand fuhr zum Dolchgriff. Nur vor dem Fürsten selbst durfte er sprechen. »Und wehe Euch, wenn Ihr mich nicht sofort vorlasst.«

Sein respektloser Zorn, seine Entschlossenheit verunsicherten den Alten. Mit einem Seufzer verschwand er im Innern der Zeltburg. Wenig später kehrte er zurück, ließ sich die Waffe aushändigen und führte den Knappen

durch den Vorraum. Einen Spaltbreit öffnete er die hängenden Leintücher. »Lupold, Sohn des Albertus von Breisach. Der Bote Ihrer Majestät, der Kaiserin Konstanze!«

Hitze, die Luft lastete. Im grauen Untergewand lehnte Heinrich VI., von Kissen gestützt, auf dem Lager. Zwei Pagen fächelten ihm mit abwechselndem Schwung der Pfauenwedel Kühlung zu.

Reglos wartete Lupold. Zum zweiten Mal stand er vor dem mächtigsten Fürsten der Welt, dem Gemahl seiner Kaiserin. Im Frühjahr, bevor das Heer von Deutschland aufbrach, waren Lupold und sein Ritter vom Herrscher höchstselbst dem Gefolge Konstanzes zugeteilt worden. Wie damals verspürte der Knappe auch heute beim Anblick des Kaisers wieder einen kalten Schauer, trotz des sommerheißen Tages. Eine hagere, schwächliche Gestalt: das Gesicht bleich, ein dünner Bart, strähnig das blassrote Haar; unter der hohen Stirn musterten ihn nackte, helle Augen. Lupold wagte kaum zu atmen.

»Nun, was gibt es?« In dem gelangweilten Ton schwang gefährlicher Spott. »Was hat Uns Unsere so geliebte Gemahlin auszurichten, das du meinem Hofmeister nicht anvertrauen willst? Was ist so wichtig, dass du meine Ruhe störst?«

Nach zwei Schritten beugte der Knappe das Knie. »In aller Ergebenheit ...«

Ungehalten wischte Heinrich die Förmlichkeiten beiseite. »Komm zur Sache.«

Lupold schluckte, begann von Neuem: »Die Kaiserin lässt Euch sagen, dass sie ein Kind trägt.«

Schweigen. Nur einen Augenblick. Jäh sprang Heinrich vom Lager hoch. Seine Pagen waren zu langsam; er stieß sie samt den Pfauenwedeln beiseite. In kurzen Schritten stürmte er auf und ab. »Bei deinem Leben, Kerl, wenn du lügst ...« Er brach ab, seine Lippen bebten.

Mit allem Mut fuhr Lupold fort: »Ich soll ausrichten, der Leibarzt und die Kaiserin sind sich ganz sicher.«

Heinrich blieb stehen. »Nein, Zwerg, du wagst es nicht. Du sagst die Wahrheit.« Er kehrte zum Lager zurück. Sein Rücken versteifte sich. »Und doch, es kann nur Lüge sein. Diese alte Frau und ein Kind! Niemals.« Der Kaiser schien die Anwesenheit des jungen Kuriers vergessen zu haben. Konstanze, du konntest mich noch nie ertragen. Deshalb quälst du mich jetzt mit dieser Nachricht. Neun Jahre habe ich beim Beischlaf in dein abweisendes Gesicht gestarrt. Kein Laut, nicht ein Seufzer. Glaubst du, mir hat es in deinem welken Fleisch je Lust bereitet?

Von seinem Vater war Heinrich in diese Ehe gezwungen worden. Und nie hätte er gewagt, sich gegen den übermächtigen Barbarossa aufzulehnen. Friedrich I., von Gottes Gnaden immer erhabener Herrscher! Eine Heirat seines zweiten Sohnes mit der Tochter des verstorbenen Königs Roger sollte endlich die Aussöhnung zwischen dem deutschen Kaiserreich und dem normannisch-sizilischen Königshaus bringen. »Allein der Politik habe ich gehorcht«, stöhnte Heinrich. »Jedes junge Weib hätte mir längst einen Sohn geboren.« Mit dem Fuß stieß er gegen die Bettstatt. »Aber du bist zu alt!« Er schnellte herum. »Oder? Sag es mir, Kerl.«

Lupold begriff nichts. Hilflös schwieg er. Unter allen Edelknappen war er von der Kaiserin ausgewählt, zum Lohn für treue Dienste mit dieser ehrenvollen Aufgabe betraut worden. Wie sehr hatte er während des Ritts diesen Moment herbeigesehnt: Freude, Jubel, Lohn für ihn, den Kurier, und am Abend ein Fest.

Das hatte er erwartet.

Sein Zögern schürte das Misstrauen. Heinrich flüsterte: »Was sollst du mir ausrichten?«

Angst würgte den Knappen.

»Wiederhole es, Zwerg!«

»Ihre Majestät Kaiserin Konstanze trägt ein Kind.«

»Nein, nein. Du lügst nicht.« Sein Blick umklammerte den Jungen, beinahe sanft setzte er hinzu: »Vielleicht hat sie dir eine Lüge aufgetragen. Und weil du es nicht besser weißt, bringst du sie als Wahrheit zu mir. Doch das schützt dich nicht. Wenn Uns Unsere geliebte Gemahlin nur täuschen will, dann werden Wir dir die Zunge herausreißen.«

Heinrich schloss die Augen. Kurz vor der Eheschließung hatte er Konstanze das erste Mal gesehen. Es gab keine andere heiratsfähige Prinzessin in Sizilien, nur die einzige Tochter König Rogers, und sie war ledig geblieben. Als Nonne, längst von der eigenen Familie vergessen, wurde sie damals mit zweiunddreißig Jahren für diese Verbindung aus dem Kloster gezerrt und dem einundzwanzigjährigen Kaisersohn vermählt. Aller Hochzeitspomp in Mailand, die unermesslich reiche Mitgift, die Krönung des Paares mit der eisernen lombardischen Krone gehörten zum Schachzug Barbarossas. Ohne Widerspruch fügten sich Konstanze und Heinrich. Keine Nähe. Bis auf den Zwang, für einen Erbfolger zu sorgen, mieden sie einander. Das eheliche Lager war in den vergangenen neun Jahren stets mit Ekel, Erduldung und schweißtreibender Pflichterfüllung beladen. Der erhoffte Sohn blieb aus.

Gleichzeitig aber ritt der Tod dem Aufstieg Heinrichs voran. 1189 starb der königliche Bruder Konstanzes, kinderlos. Der Thron des Südreiches schien zum Greifen nah, doch der sizilische Adel widersetzte sich dem gefürchteten Staufersohn und wählte einen Gegenkönig, einen Bastard König Rogers. Heinrich wartete. Vor vier Jahren, im Juni 1190, ertrank Friedrich Barbarossa auf dem Kreuzzug. Viel früher als je erträumt wurde Heinrich zum Kaiser gekrönt. »Ich bin die Macht!« Seine Träume wucherten, versetzten ihn in wilden Rausch; er wollte Herrscher über alle christlichen Königreiche werden. So fasste er Pläne, kalt berechnend, und war bereit, sie mit allem Geschick und unbarmherziger Härte durchzusetzen.

Zunächst musste sein Einfluss bis in die Südspitze Italiens ausgedehnt werden. Allein die königliche Verwandtschaft seiner Gemahlin stand noch im Weg. Der erste Feldzug scheiterte kläglich vor Neapel. Heinrich wartete. Da starb im Frühjahr der gewählte König Siziliens, der Bastardbruder Konstanzes.

»Palermo, das Südreich gehört mir, mir allein!« Sofort war der Staufer wieder mit einem großen Heer nach Italien aufgebrochen.

Die verbündeten Truppen in den Häfen von Genua und Pisa warteten nur auf seinen Befehl, die Kriegsschiffe zu besteigen. Und gerade jetzt schickte ihm Konstanze diese Nachricht. Wollte sie ihn damit aufhalten, ihn daran hindern, sich das zu nehmen, was ihm rechtmäßig zustand? »Das wagst du nicht!«, stieß Heinrich durch die Zähne heraus. Ein Sohn? Er gab dem Gedanken nach. Ein Erbfolger würde alle Erfolge mit noch größerem Triumph krönen. Nein, keine unnützen Träume; nur Gewissheit zählte.

»Den Mantel«, befahl er seinen Pagen. »Und du«, er schnippte dem Knappen, »verschwinde! Warte draußen.«

Gebückt verließ Lupold den stickigen Zeltsaal. Kaum hatten sich die Leintücher wieder geschlossen, da wurde seine Schulter gepackt. Er warf den Kopf herum.

»Still.« Der Hofmeister schob das Gesicht näher. »Ist es wahr?«

Wortlos nickte Lupold.

Da strahlte der alte Mann. »Guter Junge.« Er schickte ihn zum Küchenzelt: Wein, Brot und Dörrfisch, der Knappe sollte sich sattessen.

Endlich ausatmen. Müde streckte sich Lupold nach der Mahlzeit. Da hörte er Schritte. Schon standen zwei Wachposten vor ihm. »Komm mit.« Sie rissen ihn hoch. »Auf Befehl Seiner Majestät, du bist verhaftet.«

»Warum?« Lupold wehrte sich, stammelte: »Das dürft ihr nicht. Ich bin Kurier ... Ich stehe unter dem Schutz ...«

»Halt's Maul!« Sie schlugen auf ihn ein, fesselten ihm die Hände und warfen den Unglücklichen in ein ausgeschachtetes Loch zwischen den Wachzelten, das sie mit Schilfmatten verschlossen.

Früh am nächsten Morgen brach der kaiserliche Leibarzt Berard nach Ancona auf. Die Abordnung führte der Oberbefehlshaber des Heeres selbst, Markwart von Annweiler, der machthungrige Truchsess, die starke Faust Heinrichs. Vom kleinen Hofbeamten hatte er sich bis zur Spitze der Reichsminister emporgedient.

»Bald, Markwart, werde ich dich in den Stand der Freien erheben. Ich denke daran, dich mit einem Herzogtum und mehr zu beschenken.«

Dieses Versprechen fesselte den stiernackigen Mann noch enger an Heinrich, ließ ihn zum treu ergebenen Bluthund werden. Und wie sein Kaiser war Markwart von tiefem Misstrauen gegen Konstanze erfüllt; er würde sich nicht täuschen lassen.

»Kein Wort! Zu niemandem!«, lautete der strikte Befehl. Heinrich VI. wollte sich nicht dem Gespött seiner Truppe aussetzen. »Erst will ich Gewissheit.«

Mit dem Ergebnis der Untersuchung kehrte die Abordnung nach fünf Tagen zurück.

»Jeder Irrtum ist ausgeschlossen«, berichtete der Medicus. »Ihre Majestät die Kaiserin, ist schwanger. Noch in diesem Jahr wird sie niederkommen.«

Ein erstes Lächeln. Ehe es sich ausbreiten konnte, warnte Markwart von Annweiler: »Mein Fürst, es ist wahr. Ihr Bauch ist angeschwollen, das Pendel kreiste, im Urin färbte sich die Eisennadel. Doch vergesst nicht: Sie ist eine sizilische Normannin und eine alte Frau. Ihr Arzt versteht die geheimen Künste. Vielleicht trägt der Anschein; vielleicht ist ihr Zustand nur eine geschickt vorbereitete Täuschung.«

Heinrich sah von einem zum anderen; langsam schüttelte er den Kopf. »Nein, mein Freund. Nach nichts sehnt sich Unsere geliebte Gemahlin mehr, als mich zukünftig von ihrem Bett fernzuhalten. Ich glaube nicht länger an einen Betrug, und ich befehle dir, über deinen Verdacht zu schweigen. Geh jetzt.«

Zurechtgewiesen, fortgeschickt wie ein Diener! Der Truchsess ertrug die Schmach nicht. »Mein Fürst, die Aussicht auf einen Erben blendet Eure ...«

»Wage es nie mehr!« Jähzorn loderte in den Augen.

Sofort senkte der grobschlächtige Heerführer die Schultern; wortlos wandte er sich ab.

Kaum hatte Markwart von Annweiler das Zelt verlassen, kniete Medicus Berard nieder und drückte die Lippen auf den Fuß seines Herrn. »Endlich. Der Allmächtige ist gnädig mit Euch. Das lange, vergebliche Warten hat ein Ende.«

»Aber wie kann es sein?«, flüsterte Heinrich. »Was ist das für ein Kind?« Eine nie gekannte Unruhe erschütterte den sonst so kalten, rücksichtslos klaren Verstand. Noch waren seine Zweifel stärker als die Freude. Er verlangte Antworten – Antworten, die ihm der Arzt nicht geben konnte.

Heinrich rief Joachim von Fiore zu sich. Seit der Zisterzienserabt vor Jahren in Palästina dem Brunnenschacht am Berg Tabor entstieg war, erfüllte ihn die göttliche Erleuchtung. Wenige Jahre später, zu Pfingsten 1190, hatte sich ihm die Heilige Schrift offenbart.

Seine Arme gekreuzt an die Brust der hellgrauen Kutte gepresst, stand der hagere Abt in der Zeltburg Heinrichs. Die Ungeduld des Kaisers kümmerte ihn nicht. »Als ich an jenem Pfingstmorgen aus dem Schlaf erwachte, nahm ich zur Meditation die Schrift in die Hand. Da durchfuhr plötzlich eine Helligkeit der Erkenntnis die Augen meines Geistes. Ich sah den Lauf der Menschheitsgeschichte klar vor mir.«

»Schweigt davon! Ihr habt es schon erzählt.« Heinrich bemühte sich um Mäßigung. »Erklärt mir nicht die Welt, ehrwürdiger Vater. Antwortet endlich auf meine Frage.«

Die Falten im schmalen, scharfkantigen Gesicht des Abts vertieften sich. »Papst und Kirche haben mein Wort gehört. Es ist längst an der Zeit, dass auch du begreifst. Erst dann wirst du das furchtbare Gewicht meiner Prophezeiung ermessen können.«

Mit einem Seufzer lehnte sich der Kaiser zurück, stützte den Kopf in die Hand. Unbeirrt nahm Joachim von Fiore den Gedanken wieder auf: »Drei Weltordnungen bauen sich aufeinander. Das erste Reich war das Zeitalter des Vaters, der Knechtschaft; es brachte Wasser. Diese Epoche ging mit Christus zu Ende. Das zweite Reich war das Zeitalter des Sohnes, der Gnade; es brachte uns Wein. Auch diese Epoche ist schon zu Ende. Begreifst du, mein Fürst, nur noch wenige Jahre der Vorbereitung bleiben dem sündigen Menschen, ehe das Reich des Ewigen Evangeliums anbricht, der Freunde und Liebe; es wird ewiges Öl bringen.«

»Spart Euch das für Eure Predigt. Ich will es nicht hören.«

»Auch wenn du dich taub und blind stellst, du hältst den Lauf nicht an.«

Heinrich straffte den Rücken: »Wie redet Ihr mit mir? Ich gestalte die Ordnung der Welt.«

»Du kleiner Mensch! Dein Tod ist nahe. Ich sehe dich sterben. Noch wenige Jahre, und bei Messina wirst du diese Welt verlassen. Was nützt dir also deine Macht?« In den tiefen Augenhöhlen entstand ein Glühen. »Das dritte, das tausendjährige Reich des Heiligen Geistes bricht im Jahre 1260 an. So habe ich es aus der Schrift errechnet. Vorher aber wird der Antichrist versuchen, die Menschheit zu blenden. Er wird gezeugt, wie es geschrieben steht, unter Mitwirkung des Teufels und geboren von einer Nonne.«

»Meine Geduld ...«

Der Finger des Abts schnellte vor. »Höre die Antwort auf deine Frage! Deine Frau ist von einem Dämon beschlafen worden. Ja, die Nonne ist schwanger.«

Nichts regte sich im bleichen Gesicht Heinrichs. »Sagt mir mehr.«

»Sie trägt einen Sohn.«

Der Kaiser nickte und starrte den Propheten an. »Wenn er mein Thronerbe ist, so will ich gern der Dämon sein.«

Joachim von Fiore war längst wieder gegangen, da saß der Herrscher immer noch unbeweglich in seinem Zelt. Den geweissagten eigenen Tod verbannte er aus seinem Denken. Ein Sohn! »Durch mich und dann durch ihn wird das Geschlecht der Staufer weiterleben.« Alle Ziele erhielten damit ein zweifaches Gewicht.

Der Hofmeister glitt durch den Spalt der Leintücher. Als Heinrich ihn bemerkte, ihn freundlich näher winkte, glaubte der alte Mann an eine milde Regung seines Herrn und bat um die Freilassung des jungen Knappen. »Seit mehr als einem Monat liegt er nun schon in dem Loch. Hitze und Enge werden ihn töten.«

»Hat er nicht Schatten genug? Vier Wände und ein Schilfdach? Täglich Wasser und Nahrung, ohne dafür arbeiten zu müssen? Das ist mehr, als einem Knappen zusteht. Wir gewährten ihm diese Gunst, weil er Uns die frohe Kunde Unserer Gemahlin überbracht hat. Lassen Wir ihn noch eine Weile den Lohn genießen.«

Ohne den sanften Tonfall zu ändern, ordnete der Kaiser eine Lagebesprechung seiner Heerführer für den nächsten Tag an. Die Ruhe in ihm war zurückgekehrt. Kühl überdachte er seinen Plan. Die bevorstehende Geburt des Sohnes hinderte ihn nicht, Sizilien zu unterwerfen; im Gegenteil, sie förderte sein Vorhaben. Als Schwangere musste Konstanze in Ancona zurückbleiben.

»Du bringst mir den Erben und gibst mir gleichzeitig freies Spiel auf meinem Weg nach Palermo. Allein werde

ich dem Adel und deinen normannischen Verwandten gegenüberreten.« Er strich das blassrote, strähnige Haar zurück. »Für beides danke ich dir, Konstanze. Mehr, als du ahnst, entschädigst du mich für die Abscheu in deinem Gesicht während unserer ehelichen Nachtstunden.«

Noch einmal ließ Heinrich die versammelten deutschen Herzöge, Barone und Ritter in den Plan des Feldzuges einweisen. Seine Astrologen errechneten Tag und Stunde für das Auslaufen der Flotte. Die verbündeten Pisaner und Genuesen sollten von See her den Hauptangriff auf die wichtigsten Städte des Südreiches führen.

Fanfaren und Trommelwirbel rissen die deutschen Kriegsknechte aus ihrer Untätigkeit. Das zermürende Warten unter der Glutsonne hatte ein Ende. Zelt für Zelt brachen sie das Heerlager ab, banden Stoffe, Stangen und Essgeschirr auf die Lasttiere. Kuriere jagten von einem Tross zum andern.

Am Tag vor dem Aufbruch rief Heinrich seinen Oberbefehlshaber zu sich. »Wenn ich dich gekränkt habe, verzeih. Ja, dein Misstrauen ehrt dich, zeigt es doch, wie sehr du nur mir und meiner Sache dienst. Um dir mein Vertrauen zu beweisen, darfst du jetzt Zeuge sein.« Im Beisein des Anweilers diktierte der Kaiser seinem Ersten Notar und Geheimschreiber, Magister Gerhard, den Befehl an Konstanze und siegelte ihn mit seinem Ring. »Sie wird sich zieren, Schamröte wird ihr Gesicht verfärben, aber sie muss gehorchen. Damit ersticke ich jedes falsche Gerücht, und sie wird mir und aller Welt den Beweis liefern.«

Breit grinsend kratzte Truchsess Markwart befriedigt den struppigen Bart.

Vier Tischreihen zum Geviert gestellt. Nach Sonnenuntergang war die Tafel draußen auf dem Platz vor der Zeltburg gedeckt. Der gestampfte Boden noch warm vom Tag. Ein lauer Wind. Zikaden schrillten zu Lautenklängen. Im Innern des Tafelvierecks rollte sich der

Hofnarr zur Melodie wie eine bunte Kugel zwischen den Musikanten her und hin; mal quiekte er, mal schnaubte er, dann wieder gab er Hundegebell zum Besten.

Heinrich speiste im Kreise seiner engsten Vertrauten. Sklavinnen der Herzöge, Barone und Kleriker oder Huren aus dem Tross waren zu diesem Mahl nicht gebeten worden. Ohnehin verabscheute es Heinrich, mit aufgeputzten Damen bei Tisch zu sitzen; nur wenn es das höfische Protokoll vorschrieb, duldete er ihre Gesellschaft. Heute aber wollte er unter Männern sein.

Nach gespicktem Hasen, scharf gewürztem Gemüse und gefüllten Rebhühnern, ehe der nächste Gang aufgetischt wurde, befahl der Kaiser dem Narren zu schweigen und den Spielleuten, ihre Instrumente beiseitezulegen.

Als aller Augen erwartungsvoll auf ihn gerichtet waren, leckte er die vom Fett triefenden Finger ab und winkte seinem Hofmeister. »Du enttäuschst mich. Ein Gast fehlt bei unserer Feier.«

»Ich bitte um Vergebung« – hastig sah der Alte in die Runde –, »doch alle geladenen Herren sind versammelt.«

»Ich vermisse den Knappen Unserer Gemahlin. Mit einem Trinkspruch wollen Wir ihm für die frohe Nachricht danken. Hat er es gewagt, sich zu entschuldigen?«

»Nein, mein Fürst.« Trotz der Rüge glitt Erleichterung über das Gesicht des Hofmeisters. »Gleich, mein Fürst. Sofort.«

Zwei Knechte stützten Lupold, halb trugen sie ihn zur Tafel. Eine hilflos zitternde Gestalt, das flaumbärtige Gesicht grau von Dreck und Ungeziefer, die grindigen Lippen aufgeplatzt. Heinrich schien den Zustand nicht zu bemerken. Er grüßte den Knappen, als wäre sein Rock nicht kotverschmiert, sondern farbenprächtig, wie das Gewand der übrigen Herren, blau und gelb oder grün und rot. »Endlich, junger Freund. Mit Ungeduld haben Wir dich erwartet.« Sein Fingerschnippen ließ die Vasallen an der Längsseite der Tafel etwas zusammenrücken. Großzügig

wies er auf die frei gewordene Ecke, seinem Sitz schräg gegenüber. »Gebt ihm diesen Ehrenplatz.«

Die Knechte setzten den Geschwächten auf einen Schemel. Lupold klammerte sich mit den Händen an der Tischplatte fest, versuchte zu danken, doch nur Krächzen entrang sich seiner Kehle.

»Nein, nein, keine Förmlichkeiten. Entspanne dich, genieße den milden Abend.« Heinrich hob den Becher: »Meine Ritter, trinken wir diesen süßen Malvasier auf den Edelknappen Unserer geliebten Gemahlin. Seine frohe Kunde hat Uns Glück beschert.«

Zurufe. Sie ließen den Ehrengast hochleben. Doch keiner trank, sie warteten. Nur gemeinsam mit dem so laut Gepriesenen durften sie die Becher leeren. Unbemerkt war der Narr unter den Tisch gekrochen, jetzt tauchte er dicht neben dem Schemel auf. Er schnüffelte gierig an dem stinkenden Kittel hoch bis zu Lupolds Gesicht, jaulte; schnell streifte er seine Leibhose hinunter, strich und rieb das Glied zur Freude der Gesellschaft lang; hechelnd drehte er sich um, rückte den Hintern nah ans Gesicht des Knappen und hob das Bein.

Lupold bemerkte nichts. Aus verquollenen Lidern starrte er auf den gefüllten Becher. Immer wieder versuchte er danach zu greifen, doch kaum löste er die Hand von der Tischplatte, drohte er das Gleichgewicht zu verlieren. Der Hofmeister sah die Not; entschlossen trat er hinter ihn und stieß den Narrenhintern beiseite. Mit festem Griff packte er den Haarschopf; behutsam führte er das Tongefäß an die wunden Lippen.

»Er soll hochleben!«

Der erste Schluck gelang Lupold, der zweite aber nahm den Atem. Er hustete, würgte.

»Trink, Junge«, raunte ihm der Alte zu. »Du musst trinken.«

Lupold rang nach Luft. Barmherzig schüttete ihm der Hofmeister den Wein übers Kinn, setzte den geleerten

Becher hart und zugleich mit den anderen Herren zurück.

Voll kaiserlicher Milde wandte sich Heinrich wieder an den Knappen: »Morgen wirst du mit einem versiegelten Schreiben an Unsere geliebte Gemahlin nach Ancona zurückkehren. Nur aus deiner Hand soll sie Unsere Botschaft entgegennehmen. Und als großzügiges Zeichen Unserer Dankbarkeit darfst du die Reise auf einem Karren in Begleitung zweier Eseltreiber genießen.«

Heinrich lachte; der Narr jauchzte, und pflichtschuldig fiel die Tischgesellschaft mit ein.

Ich bin frei. Lupold begriff. Dieser Gedanke nistete sich ein. Von fern, wie vom Ende einer Steinwüste her, hörte er das Gelächter, dann sank er zu Boden.

Sofort war der Hofmeister zur Stelle. »Verzeiht, mein Fürst, seine Jugend. Der Genuss des schweren Weins ist ungewohnt.«

Nur ein kurzer Handschlenker. »Schaffe ihn weg. Sorge dafür, dass er zu Kräften kommt.«

Der dritte Gang wurde aufgetischt: sauer eingelegter Fisch, dazu Wachteln in Schmalz gebacken. Die Krüge kreisten. Als der Mond stieg, wurden lodernde Stockfackeln rund um die Tafel gesteckt.

»Edle Herren, meine tapferen Vasallen.« Zungenschwer verlangte der Kaiser nach Aufmerksamkeit. »Morgen brechen wir auf und werden nicht rasten, bis wir unser Ziel erreicht haben. Doch ehe wir diese Tafelrunde verlassen« – der Ton verlor alle gewohnte Härte, ein wässriger Glanz schimmerte in den Augen –, »dienen wir der höchsten Tugend eines deutschen Ritters.«

Die versammelten Barone, Herzöge und Kleriker nickten; jeder ahnte, was nun folgte. Selbst der Narr wagte keinen Scherz mehr.

Von einem der Spielleute ließ sich Heinrich die Mandora reichen. Er stand auf; versonnen zupfte er an den Saiten. »Mein Lied soll Eure Herzen erfreuen. Ich habe es für mich und für Euch gedichtet.«

Er hob die Stimme, sprach mehr, als er sang:

*»Ich grüß' mit Gesang die Schöne,
die ich nicht missen will und kann.
Seit ich ihr selber brachte meine Grüße,
verrann, o Leid, so mancher Tag.
Wer immer dies Lied nun singt vor ihr,
die ich so unsagbar entbehr',
sei es Mann oder Weib, der bringt ihr Grüße von mir.«*

Becher wurden in den schweren Fäusten gedreht.
Gedanken verloren sich in der lauen Nacht.

Geruch nach salziger Gischt wurde mit der Brise an Land getragen. Pfiffe, Johlen der Gassenjungen weit vorn auf den Felsen der See-Einfahrt von Ancona. Winken ins Innere des Hafenbeckens zu den dicht an dicht geschachtelten Hütten hinüber. Wenig später standen Frauen an der Ufermauer, schirmten die Augen mit der Hand. Jede suchte weiter draußen auf dem Meer und fand das eine unter den vielen Segeln. Große geflochtene Körbe standen bereit. Die Fischer kehrten vom Fang zurück; tief lagen die Boote im Wasser.

Schwach drang der Lärm vom Hafen durchs offene Fenster in den kühlen Saal des Stadtpalastes. Kaiserin Konstanze hielt das Schreiben ihres Gemahls in der Hand. Noch hatte sie das Siegel nicht erbrochen. Auf einen Wink hin entfernte sich der Ratgeber und engste Vertraute, Baron Hermann von Baden, einige Schritte.

Ihre erste Sorge galt dem Überbringer der Botschaft.
»Was hat man dir angetan?«

»Nichts, Herrin. Die Reise war beschwerlich.« Lupold versuchte ein zaghaftes Lächeln. Der grindige Schorf auf seinen Lippen platzte auf, und er schmeckte Blut. Gleichgültig. Nein, keine Schwäche, nicht vor ihr.

»Meine Augen täuschen mich nicht. Berichte.«

Einen Moment hielt Lupold dem teilnahmsvollen Blick stand. Wie voll das lange, sorgfältig gescheitelte Haar bis weit über die Schultern fiel; helle Strähnen durchwirkten das Schwarz wie Silberfäden. Er senkte den Kopf. Wie die anderen drei Edelknappen des Gefolges schwärmte auch Lupold heimlich von der Kaiserin. Sie beherrschte zwar das Deutsche, sprach es aber in der weichen Melodie des Französischen. So weit entfernt von zu Hause linderte ihr Anblick, ihr mütterliches Wesen bei Tag das Heimweh der

jungen Männer, und jeder suchte mit einem oft nur vorgeschobenen Grund, den Palast zu betreten. Auch wenn er die Herrin nicht sah, so bedeutete in ihrer Nähe zu sein schon ein kleines Glück. Bei Nacht auf dem Stroh in der gemeinsamen Stallunterkunft wuchs die Sehnsucht der Knappen nach Lust und Zärtlichkeit. Nicht miteinander; sie stillten die heißen Träume an sich selbst, und jeder ließ den Nachbarn gewähren. Auch Lupold gab sich der einsamen Lust hin. Sie, die Unerreichbare, wurde zur Geliebten. Ihre schweren Brüste neigten sich über seine Lippen. Ihre weichen Schenkel schlossen ihn ein. Während seiner qualvollen Haft in der Enge des Erdlochs hatte sich Lupold nur ihr Gesicht herbeigedacht, es in seinen Gedanken ausgemalt, sich nach dem Blick ihrer dunklen Augen gesehnt. Ein Lichtschimmer, wenn die Verzweiflung ihn ganz zu besiegen drohte. Jetzt war er zurück, auferstanden aus dem nach Kot und Urin stinkenden Loch. Jetzt atmete er frei, und er wollte nicht vor seiner Kaiserin klagen wie ein Junge.

»Ich warte.« Konstanze schmunzelte, sie lockte ihn:
»Habe ich mich in dir geirrt? Ich hoffte, du wärst nicht solch ein abgestumpfter Deutscher, der selbst den größten Schmerz leugnet. Ja, ich glaubte, du wärst nicht so wie die meisten Herren meines Gefolges. Deshalb nur gab ich dir den Auftrag. Enttäusche mich nicht. Was hat man dir angetan?«

Das sanfte Drängen brach den Widerstand. So beiläufig, wie es ihm möglich war, berichtete Lupold von den vergangenen Wochen im Heerlager; dabei starrte er unverwandt auf die Spitzen seiner zerschlissenen Lederstiefel.

Kaiserin Konstanze schlug das versiegelte Schreiben auf die Lehne des Sessels. »Das also meinte dieser Grobian Markwart von Annweiler, als er mit dem Medicus hier war, um sich von meiner Schwangerschaft zu überzeugen. Ich fragte ihn nach dir, weil mich dein unerlaubtes Fortbleiben

verwunderte. »Euer Knappe genießt das Lagerleben in vollen Zügen.« Dabei lachte er. »Eine gute Vorbereitung, wenn er demnächst in den Ritterstand erhoben wird.« Ich glaubte ihm und bereue es heute.«

Sie befahl: »Geh zum Bader, er soll dich mit Salben und Tinkturen behandeln. Ich befreie dich von allen Pflichten, bis du wieder wie ein Mensch aussiehst.«

»In aller Ergebenheit, Herrin, aber ich werde auch ohne ...«

»Das ist ein Befehl, Lupold von Breisach!«

Die Kaiserin wartete, bis der Knappe den Saal verlassen hatte. Kopfschüttelnd sah sie ihm nach. »Wir hätten besser einen Unserer Beichtväter in die Höhle dieses staufischen Raubtieres schicken sollen und nicht einen unschuldigen Knaben.«

Baron Hermann versuchte zu vermitteln: »Der Kerker hat ihn nicht zerbrochen. Und, meine Fürstin, ich versichere Euch, nicht alle Deutschen sind Barbaren, wie es das Gerücht in Apulien und auf der Insel Sizilien verbreitet; nicht allen von uns ist der Mordsinn angeboren. Raubsucht und Zügellosigkeit gehören nicht zu den Haupteigenschaften meines Volkes.«

»Zu wenige haben mich bisher eines Besseren belehrt.« Konstanze presste mit den Fingern die Schläfen. »Ach, *mon cher ami*, wären alle so wie Ihr und einige, die hier um mich sind. Mich würden keine Angstträume quälen, sooft ich an Sizilien, an die Zukunft meiner Verwandten in Palermo denke.« Sie reichte dem Baron das Schreiben. »Lest Ihr, und tragt mir den Willen meines kaiserlichen Gemahls mit Euren Worten vor. Ganz gleich was es ist, aus Eurem Mund klingt es freundlicher.«

Hermann von Baden erbrach das Siegel. »Wie stets entbietet Heinrich Euch seinen höflichen Gruß. Er wünscht Euch Gesundheit und ein kräftiges Gedeihen des ungeborenen Sohnes. Er verlangt ...« Dem besonnenen Mann zitterte die Hand, seine Stimme versagte; stumm las

er weiter, studierte die Zeilen. Alle Farbe war aus dem schmalen Gesicht gewichen. »Ich ... Nein, meine Fürstin, dieser Befehl beschämt selbst mich. Er lässt sich nicht mit schönen Worten mildern. Wappnet Euch, und lest selbst.«

Zögernd nahm Konstanze das Schreiben zurück. Als sie geendet hatte, erhob sie sich; Tränen standen in ihren Augen. »Das darf er nicht verlangen! So sagt es doch, Hermann. Keine Mutter, auch nicht die geringste Magd, darf so erniedrigt werden.«

»Es ist der unwiderrufliche Befehl des Kaisers. Bedenkt, Euer Gemahl hat heimlich Vorsorge getroffen. Gewisse Herren Eures Gefolges, selbst einige Mönche unterrichten ihn von jedem Eurer Schritte. Auch wenn mir das Herz vor Zorn zerspringt, Ihr werdet Euch fügen müssen.«

Schwer fiel Konstanze der Weg zum Fenster. Sie atmete den Geruch des Hafens. »Was sagtet Ihr gerade noch über die Deutschen? Das Bild sei falsch? Ich stimme Euch zu. Ihr habt die Eigenschaften ›unwürdig‹ und ›entehrend‹ vergessen.« Sie legte ihre Hände über den vorgewölbten Leib. »Mein Sohn, wie soll ich dich nur beschützen vor diesem Vater?« Und nach einer Weile setzte sie bitter hinzu: »Der deutsche Winter erfriert die Sonne. Das, Heinrich, nur das fühlte ich jede Nacht, in der ich dich ertragen musste.«



Aus dem Tafelbuch der Zeit

SIZILIEN

Blutgierige Riesen

Kaum Widerstand, kaum Gegenwehr. Mithilfe der Flotten von Genua und Pisa fallen Heinrich VI. die Städte des Südreiches beinahe kampflos in die Hand.

Markwart von Annweiler, stolzgebläht, zieht an der Spitze des Heeres. Sein Kaiser misstraut dem Jubel in den Straßen. Er weiß: Nicht aus Hingabe unterwerfen sich ihm die Menschen. Eine Schwäche, eine Nachgiebigkeit, und sie werden den Dolch gegen ihn ziehen. Nur ständige Furcht schützt vor Rebellion.

Doch Markwart ist kein Narr; der Truchsess hat seinen Herrn sehr wohl verstanden.

Salerno geht in Flammen auf. Furchtbar ist die Qual der Bürger. In den folgenden Wochen lässt Markwart auf dem Eroberungszug durch das Festland des Südreiches immer wieder einige der apulischen Dörfer verwüsten, die Männer und das Vieh verstümmeln. An jungen Frauen und Mädchen stillen die Kriegsknechte ihre Wollust, ehe sie ihnen die Kehle durchschneiden. Schreckensmeldungen eilen den deutschen Rittern zur Insel voraus; das Gerücht lässt sie zu blutgierigen Riesen auf schwerfüßigen, mit Kettendecken gesattelten Ungeheuern werden.

Kampf um Palermo

Nach dem Tod König Tankreds im Frühjahr 1194 liegt Sizilien jetzt im Herbst schutzlos da.

Königin Sibylle, die Mutter des siebenjährigen Thronfolgers, versucht den Angreifern die Stirn zu bieten. Sie ist zu schwach. Nur ein zwar im politischen Schachspiel meisterlicher, doch im Kampf unerfahrener Kanzler steht ihr zur Seite.

Heinrich VI. betritt leichten Schrittes den kostbaren, von Normannen, Sarazenen, Juden und Griechen gemeinsam durch Jahrzehnte hindurch bunt gewebten Teppich. Er befleckt ihn mit Blut. Schnell ist der Kampf um Palermo entschieden, und über den Mauerzinnen weht die weiße Fahne.

Nahe des Osttores hält der siegreiche Eroberer einen Hoftag ab.

Eskortiert von zwei Bannerträgern ritt der kaiserliche Ausrufer in die Stadt. Bei seinem Anblick huschten die Kinder davon; versteckt hinter Mauern oder im Hausschatten begleiteten sie den Fremden. Vor dem Palast der normannischen Könige stieß er ins Horn. »Bürger Palermos, Edle und Herren!« Lang war die Litanei aller Titel und Kronen, die Kaiser Heinrich VI. auf seinem Haupt vereinte. »Wer die Gnade des mächtigsten Herrschers der christlichen Welt erlangen will, darf sich ihm zu Füßen werfen.«

In Kutschen oder zu Pferd eilten Mitte November 1194 die Würdenträger des geistlichen und weltlichen Adels, die Oberhäupter der einflussreichsten Familien Palermos hinaus ins Heerlager.

»Sind alle gekommen?«

Der Hofmeister überreichte Heinrich die Liste. »Ohne Ausnahme, mein Fürst. Auch Madame Sibylle, die Witwe des verstorbenen Königs. Sie bringt Euch ihre kleinen Töchter und den jungen Erbfolger Wilhelm II., den Neffen Eurer Gemahlin. Soll die Audienz beginnen?«

»Warte noch.«

Der Kaiser studierte die Namen. »Normannen, in den Palästen, in den Kirchen, wie Schlinggewächs durchwuchern sie das Staatsgebilde.« Eine steile Falte furchte die Stirn. Mit der sizilischen Krone erstreckte sich sein Imperium vom hohen Norden bis zur südlichsten Spitze am Mittelmeer. An Machtfülle würde er den ungeliebten Vater Barbarossa übertreffen. Normannen? Für sie gab es keinen Platz in seinem Reich. Nach einer Weile flüsterte er: »Konstanze, meine Liebe, ich höre dich seufzen. Allein, nur mit einem scharfen Messer wird es dem

Gärtner gelingen, dieses Paradies vom Wildwuchs zu säubern.«

Sein Entschluss stand fest. Ehe er sich den Vornehmen der Stadt zeigte, befahl er Markwart von Annweiler und seinen Ersten Notar, Magister Gerhard, zu sich. Dem Hofmeister drohte er lächelnd: »Und dir verbiete ich zu lauschen. Nein, ich kenne deine Schwäche; besser, ich lasse dir heißes Wachs in die Ohren gießen.«

Die Vorstellung entsetzte den Alten. »Das wäre der Mühe zu viel, allergnädigster Herr. Bei allen Heiligen, ich entferne mich.«

Während der kurzen Besprechung erhielten Truchsess und Geheimschreiber genaue Anweisung. In seinen Plan weihte Heinrich sie nicht ein.

Der Heerführer verschränkte die Arme. »Mein Fürst, habt Ihr kein Vertrauen?«

»Geduld! Wie oft hast du mich schon auf die Falkenjagd begleitet? Ein vorschnelles Wort verschreckt das Wild. Ich aber will die ganze Beute. Also gedulde dich!«

Draußen nahm der Kaiser unter dem girlandenumrankten Baldachin Platz. Markwart von Annweiler stand breitbeinig neben dem Thronsessel; der Erste Notar hockte in seinem Schatten.

Mit ausgebreiteten Armen begrüßte Heinrich VI. die versammelten Patrizier, Barone und Prälaten, nahm huldvoll ihre Demutsbezeugung an. Jeden, der vor dem hohen Stuhl niederkniete, befragte Markwart nach seiner Stellung und Herkunft; war es ein Normanne, ein Verwandter oder auch nur Freund des sizilischen Königshauses, so erhielt Magister Gerhard einen Wink.

Viel Zeit gewährte Heinrich der Königswitwe Sibylle. »Bringt einen Stuhl, einen Schirm gegen das Sonnenlicht.« Mit keinem Wort erniedrigte er sie; rasch zerstreute er alle Befürchtungen. »Madame, Wir kommen nicht als Sieger in Euer Land, das auch das Unsere ist. Wir wollen nicht vertreiben, sondern erwarten nur, dass Ihr Euren

unmündigen Sohn bittet, auf die Krone zu verzichten, die Uns und Unserer Gemahlin Konstanze rechtmäßig zusteht.«

Sibylle war bereit, alle Macht in seine Hände zu übergeben. »Doch lasst meinem Wilhelm die ererbte Grafschaft in Apulien.«

Eine Forderung? Nackt und kalt wurde der Blick. Schon beim nächsten Lidschlag kehrte die Milde zurück, die das Vertrauen aller gewinnen wollte. In väterlicher Güte betrachtete der Kaiser den Siebenjährigen. Aufrecht stand er beschützend vor seinen drei blondlockigen Schwestern. »Ich soll dir Grüße von deiner Tante ausrichten.«

»Meinen Dank«, antwortete der Kleine mit heller Stimme. Seine galante, sichere Art verblüffte die Umstehenden. »Ich hoffe, die Kaiserin befindet sich bei guter Gesundheit.«

»Danke der Fürsorge«, nickte Heinrich. »Es geht ihr den Umständen gemäß«, und versprach der Königswitwe: »Sorgt Euch nicht um die Zukunft, Madame. Euer Sohn soll seine Grafschaft behalten, und obendrein werden Wir ihm noch ein Fürstentum schenken.«

»Willkommen!«, riefen die Vornehmen Palermos und priesen den gnädigen Herrscher. Sie erbaten sich noch einige Tage der Vorbereitung, um den Stauferkaiser festlich empfangen zu können, und kehrten hoffnungsvoll in die Stadt zurück.

Den Mantel eng um die schwächtigen Schultern geschlungen, saß Heinrich gleich nach der Audienz mit Markwart von Annweiler und dem Ersten Notar zusammen. Er diktierte vier kurze Briefe; jeder musste in einer anderen Handschrift abgefasst werden. Der Inhalt ließ keinen Zweifel. Sorgfältig wählte Heinrich einige Personen aus der angefertigten Liste. »Das erste Schreiben richtest du an diesen normannischen Baron und unterschreibst es mit dem Namen seines sizilischen Schwagers.« So fuhr er